

„Bei weitem die größte Gefahr der Künstlichen Intelligenz ist, dass die Menschen zu früh zu dem Schluss kommen, dass sie sie verstehen.“

(Eliezer Yudkowsky)

Prolog: Asphalt-Katze

Nahe Krauss-Maffei Wegmann, Allach-Untermenzing, München, 14. März 2035:

„K12, bitte kommen.“

Polizeimeister Georg Kufner sah seine junge Kollegin Davina Ludowig resigniert an. „Pause ist heute irgendwie nicht drin.“

„Nervt wie Sau.“ Schnell biss Davina ein Stück von ihrem Schokocroissant ab, wodurch sie ihre Hose sowie den Beifahrersitz des Streifenwagens vollbröselte.

Georg gönnte sich einen Schluck aus seinem Coffee-to-go, ehe er sagte: „Hier K12, wir hören.“

„Steht ihr noch am S-Bahnhof Untermenzing?“ Die Stimme des Mannes in der Zentrale klang angespannt.

„Ja.“

Ein Räuspern. „Haltet Ausschau nach einem Panzer.“

„Bitte?“ Georg dachte kurz nach: Nein, der erste April war erst in zwei Wochen.

„Ein Prototyp des neuen Leopard 3 hat das Sicherheitstor von Krauss-Maffei Wegmann durchbrochen und ist seitdem verschwunden.“

Schlagartig hörte Davina mit dem Kauen auf. Dann, wie in Zeitlupe, hob sie den Arm und deutete mit dem halben Croissant nach vorne. Georg sah gerade noch, wie das Heck eines wuchtigen Gefährts aus dem Lichtschein der dreihundert Meter entfernten Kreuzung verschwand.

Hastig reichte er Davina seinen Kaffeebecher, startete den Motor und gab Gas.

„Hey!“, rief sie aus, als die Kappe wegsprang und ein Schwall Latte Macchiato auf ihre blaue Uniformhose klatschte, aber immerhin ein paar Flocken Blätterteig wegspülte.

„Sorry!“ Er aktivierte das Blaulicht.

Die angekündigte Verstärkung schloss zu Georg und Davina auf. Bald folgten dem Panzer vier Streifenwagen. Selbst hundert Polizeiautos würden keinen Unterschied machen, denn eine Bowlingkugel hielt man nicht mit Streichholzschachteln auf.

„Niemand von uns kann diesen Panzer stoppen“, sagte Georg. „Die Bundeswehr muss ausrücken.“

„Läuft gerade alles an“, kam es von der Zentrale.

„Die sollen einen Kampfhubschrauber oder so etwas schicken.“

„Wurde bereits angedacht. Es gibt nur ein Problem: Der Panzer ist wahrscheinlich mit zwei Luftabwehrraketen bestückt.“

Gerade waltzte das kettenrasselnde Ungetüm von der Bundesstraße 2 auf die Maria-Eich-Straße.

„Schau sie dir an, diese Irren“, sagte Davina.

Die Kunde von einem durch München brausenden Kampfpanzer war im Netz schon viral gegangen. Menschen säumten die Gehwege, lehnten sich aus Fenstern. Hektische Zeigefinger, vor Staunen geöffnete Münder, während der Panzer einem Ziel entgegenbrauste, das nur er kannte. Ein groteskes Spektakel, da ein paar Wagemutige – oder komplett hirnerkrankte Vollidioten – sogar vor dem Panzer herumturnten, um ein Foto zu machen, ehe sie zur Seite sprangen. Dabei stürzte einer von ihnen.

„O Gott!“, entfuhr es Georg.

Der Panzer bremste so abrupt und heftig, dass Georg ebenfalls eine Vollbremsung hinlegte. Das ABS ratterte und tockerte.

„Pass auf!“ In Erwartung des Aufpralls presste sich Davina in den Sitz.

Eine Handbreit hinter dem Panzer kam der Streifenwagen zum Stehen.

Halb ging, halb humpelte ein Mann von der Straße, das Gesicht von Todesangst gezeichnet. Hätte der Panzer nicht angehalten, wäre er jetzt Mus.

„Scheiße, er fährt weiter“, sagte Davina.

Im Bruchteil einer Sekunde fasste Georg einen Entschluss, mit dem er sich womöglich in die Riege hirnerkrankter Idioten einreichte. „Steig aus.“

Perplex schaute Davina ihn an.

„Raus mit dir!“

„Spinnst du jetzt?“

„Raus!“, schrie er, so laut, dass sie zusammenzuckte.

„Aber ...“

„Mach!“

Sie nestelte am Gurt herum, öffnete die Tür und stieß sich aus dem Wagen.

Georg gab Gas, der Motor heulte auf, die Beifahrertür schlug durch die Beschleunigung zu. Als er am Panzer vorbei war, stellte er den Wagen quer, schnallte sich ab, sprang auf die Straße und schwenkte die Arme. Hatte das in China nicht auch mal jemand gemacht?

Der Koloss rasselte auf ihn zu – eine tonnenschwere, dunkle Vernichtungsmaschine. Im letzten Moment bremste er ab, kam zum Stillstand, der schwere Motor gluckerte wie ein Öltümpel.

Erst bemerkte Georg nur ein taubes und flirrendes Gefühl in Körper und Kopf. Dann, ganz lind und sacht, wie kaum spürbarer Wellenschlag, breitete sich Euphorie aus: Er hatte den Panzer aufgehalten!

Mit Mut. Oder Glück. Oder völlig wahnwitzigem Verhalten. Oder mit einer Mischung aus allem.

Im selben Moment, als Davina zu ihm gelaufen kam, stürzten die Polizeidrohnen, die dem Panzer gefolgt waren, auf den Asphalt und zersplitterten. Metall und Plastik spritzten in alle Richtungen. Einen Lidschlag später stiegen aus einer Luke des Panzers Drohnen auf, die sich um ihn herum in zehn Metern Höhe verteilten.

Fauchendes Zischen. Künstlicher Nebel verteilte sich nach allen Seiten. Georg wich zurück, dann verschluckte ihn die graue Wand. Im selben Moment dröhnte der schwere Motor, die Ketten klirrten und schabten über den Asphalt.

Vom künstlichen Nebel musste Georg husten. Trotzdem tastete er sich voran. Vor ihm tauchte sein Streifenauto auf, als wäre es einer Zwischenwelt entstiegen.

„Georg? Wo bist du?“

„Hier, Davina! Komm!“

Seine Kollegin stieß aus dem Nebel wie ein Geist.

Georg fuhr wieder los, gefolgt von den Streifenwagen der Kollegen. Davina schaute auf den Kaffeebecher im Fußraum, auf die Croissantbrösel, schien einen Moment zu brauchen, um zu begreifen, wo sie war und was geschah.

„K12, seid ihr noch da?“, kam es leicht panisch.

„Sind wir.“

„Wir haben den Kontakt zu unseren Drohnen verloren.“

„Die sind hinüber“, sagte Georg. „Störsender oder so. Sind vom Himmel gefallen wie Steine.“

„Kacke!“ Kurze Pause, dann: „Habt ihr Sicht auf den Panzer?“

„Ja“, sagte Georg, da er in einiger Entfernung den kolossalen Schatten entdeckte. „Sind wieder dran.“

„Panzer schwenkt in die ...“ Die Augen zusammengekniffen, fixierte Georg das Display. Gott, war das eine schmale Straße.

„Radlbäckstraße“, sagte Davina.

„Er fährt nach Gräfelfing rein?“, fragte die Zentrale.

„Ja. Er folgt der Radlbäckstraße nach links, fährt weiter. Jetzt biegt er nach rechts in die ...“

„Feldstraße“, sekundierte Davina erneut.

Georg brachte den Streifenwagen zum Stehen. „Panzer hat angehalten.“

Das Ungetüm blockierte die Straße, beleuchtet von zwei funzeligen Straßenlaternen, matter Schein auf Stahl. Am Himmel leuchteten fransige Wolkenfetzen im Mondlicht.

„Schau, die Drohnen“, sagte Davina, als diese zu einem Haus auf der linken Seite flogen. Kurz verharrten sie in der Luft. Dann, wie auf ein unsichtbares Kommando hin, reihten sie sich hintereinander auf. Die erste schnellte nach vorne – und durchstieß ein Fenster im Erdgeschoss. Die anderen sausten ihr nach.

„Was wird das?“

Davina schluckte. „Vielleicht kundschaften sie aus, wer sich im Haus befindet.“

Nach kurzer Überlegung kam Georg zu dem Schluss, dass Davinas Erklärung logisch klang – was ihn wiederum in Anspannung versetzte.

Die Drohnen schwirrten aus dem gezackten Loch in der Fensterscheibe und verteilten sich in gleichmäßigen Abständen hoch über dem Gebäude, gleich einem Hexenring. Im nächsten Moment drehte sich der Turm des Panzers.

Georgs Herz wummerte im Stakkato dunkler Vorahnung.

Der Turm erstarrte. Eine Sekunde lang schien die Zeit einzufrieren. Der gewaltige Lauf des Hauptgeschützes zielte direkt auf das Haus.

Georg packte Davina und drückte sie hinter sich, während er selbst sich zum Beifahrersitz und somit schützend vor sie beugte.

Ein Lichtblitz. Er schloss die Augen. Trotzdem fräste sich Helligkeit durch seine Lider.

Eine Welle aus Druck und Schall schlug gegen den Streifenwagen. Die Frontscheibe splitterte, Scherben hagelten gegen seinen Körper.

Abermals ein ohrenbetäubender Knall.

Die zweite Druckwelle fegte in den Innenraum des Wagens und stopfte ihm seinen entsetzten Aufschrei zurück in den Rachen. Etwas knallte gegen die Fahrertür, dellte sie ein. Ein Rauschen, als Luft aus einem geplatzten Vorderreifen schoss. Der Wagen sackte ein Stück nach unten. Ein drittes Mal donnerte es, als würde etwas den Himmel spalten. Der linke Seitenspiegel fetzte in Davinas Kopflehne und riss sie aus der Halterung.

Stille.

„Davina?“

Ein ersticktes „Ja“.

Georg schluckte, hob den Kopf und linste übers Lenkrad, von dem ein Stück fehlte.

Rauch stieg aus der Kanonenmündung. Ansonsten stand der Panzer da wie vorher – das Haus allerdings nicht mehr: Es war einfach weg, abgesehen von Mauerresten, die aus der Mulde ragten wie Zähne aus einem zerstörten Kiefer. Darin, im zerwühlten Erdreich, ein paar Betonbrocken, Überreste der Unterkellerung. Die angrenzenden Häuser waren schwer beschädigt: geborstene Fenster, halb abgedeckte Dächer, die Fassaden durchlöchert wie nach Schrapnellbeschuss.

Schreie der Angst erklangen von überallher.

Ein Zischen: Wie vorhin spuckte der Nebelwerfer des Panzers eine wabernde, undurchdringliche Wand aus, die sowohl ihn als auch die unmittelbare Umgebung in Herzschragschnelle einhüllte.

„Will er weiterfahren?“, flüsterte Davina, auf deren Stirn ein feiner Schnitt prangte. Wahrscheinlich hatte ein Mörtelstück sie erwischt.

„Keine Ahnung.“ Georg atmete durch, öffnete die Tür, stieg aus – und stolperte über einen Ziegelstein. Der hatte vorhin wohl die Tür getroffen. Er sah nach hinten: Eine Abschiedsfahrt zum Schrottplatz, zu mehr waren die Streifenwagen nicht mehr zu gebrauchen. Ob jemand verletzt oder gar tot war, konnte er nicht erkennen.

Er löste den Klickverschluss des Pistolenholsters an der rechten Hüfte und zückte seine Dienstwaffe.

„Was machst du denn?“

„Ich werde nachsehen, du rufst einen Krankenwagen – oder am besten mehrere.“

„K12?“, kam es bange, als würde der Mann in der Zentrale in ein offenes Grab sprechen und keine Antwort erwarten.

„Zentrale, wir hören.“

Ein erleichtertes Schnaufen. „Ist euch etwas passiert?“

„Davina und mir nicht. Wie es bei den anderen aussieht, kann ich nicht sagen.“

„Wir werden gerade mit Anrufen bombardiert“, sagte der Mann. „Der Panzer hat geschossen, oder?“

„Dreimal.“

„Scheiße!“

„Er hat ein Wohnhaus in Schutt und Asche gelegt.“

„Jesus-Maria-und-Josef!“

Georg gab Davina per Handzeichen zu verstehen, dass sie das Gespräch mit der Zentrale fortsetzen solle, und näherte sich, die Pistole in Vorhalte, mit langsamen Schritten dem Panzer.

Ohne das Licht der ausgefallenen Laterne war es dunkler als vorhin. Rauch und Nebel zogen nach rechts ab und enthüllten die offenstehende Turmluke.

Georg zwinkerte einen Schweißtropfen aus dem linken Auge, ging weiter. Ein klebriges Geruchsmischmasch aus Diesel, Feuerrauch, Ruß und Schießpulver drang ihm in die Nase.

Stille.

Er fasste sich ein Herz, legte die Waffe auf die Wanne des Panzers, kletterte hinauf und nahm sie wieder an sich. Da weiterhin nichts auf Gefahr hindeutete, erklimm er den Turm. Bevor er es sich anders überlegen konnte, beugte er sich nach vorne und zielte ins dunkle Loch. „Polizei! Keine Bewegung!“

Sein Blick tastete den schwach beleuchteten Innenraum ab: Der Panzer war verlassen.

Georg ließ die Pistole sinken. In der Ferne heulten Martinshörner.

Kapitel 1: Das letzte Geleit

Fünf Monate zuvor ...

Claire.

Ein Name, der jeden anderen überstrahlte – sogar heute, am Tag der Beerdigung seiner Mutter.

Florian Degen knöpfte den obersten Knopf seiner Daunenjacke zu und schaute auf das rechteckige, mit grünem Kunstvlies ausgekleidete Loch, um das sich Blumengestecke und Grabkränze reihten.

Tanzsportverein Grünwald

Greenpeace München

Technische Universität München

Ludwig-Maximilians-Universität München

Neben ihm hockte sein Bruder Heinrich wie ein aufgeweichtes Zeitungsbündel im Rollstuhl. Erst hatten die Beine versagt, danach große Teile der Rumpfmuskulatur. Die Kraft in den Armen ließ ebenfalls nach. Den Kopf hielt er eigenständig aufrecht. Auch damit würde es bald vorbei sein. Amyotrophe Lateralsklerose, kurz ALS: Stück für Stück stellten die Motoneuronen die Arbeit ein. Das perfide Finale bildete die Degeneration der Atemmuskulatur. Damit man das eigene Verrecken in all seiner Fülle erlebte und ja nichts verpasste, blieb man bis zum Schluss bei klarem Verstand.

Blitze schlagen niemals zweimal am selben Ort ein, sagte man.

Auf die Familie Degen traf diese Binsenweisheit nicht zu. Florian sah zum Grabstein: Von einer Patina aus Moos überhaucht, stand dort der Name Volker Degen. Darunter, frisch in den Stein ziselirt: Lydia Degen.

Auch der Vater war an ALS gestorben, hatte allerdings nicht darauf gewartet, langsam zu ersticken, sondern Sterbehilfe in Anspruch genommen.

Bis zum Schluss ein Mann der Tat.

Heinrich hustete schwer, bevor er die Grabkränze mit einem säuerlichen Gesichtsausdruck musterte. An seinem Groll gegen die Münchner Universitäten würde er bis zum letzten Atemzug festhalten.

Als könnte er Gedanken lesen, brummte Heinrich: „Wenn ich hinüber bin, fährst du meine Leiche zu Kornblums Haus und lädst sie vor der Haustür ab. Er soll an meinem Gestank krepieren.“

„Vorher lasse ich dich im Keller reifen, okay?“

Heinrich bellte ein Lachen.

Jenseits des gekiesten Wegs, der die Grabreihen trennte, versammelte sich die Trauergemeinde, ein stummes Meer schwarz gekleideter Menschen, wie Schneeflocken aus Teer. Einige schauten Heinrich perplex an, weil er gelacht hatte. Als er zurückglotzte, senkten die Leute rasch den Blick. Er grinste zufrieden.

Florian schloss nur kurz die Augen und atmete durch. Mittlerweile hatte er sich mit den Anwandlungen seines Bruders abgefunden, der durch die Krankheit sowohl bei ihm als auch seiner Umwelt Narrenfreiheit genoss – und dies schamlos ausnutzte.

„Guck an, guck an. Dass dieses Arschloch sich herwagt.“

Professor Kornblum, ein untersetzter Mann mit grauem, fein gestutztem Henriquatre - und das personifizierte Sammelbecken für Heinrichs Unmut –, mischte sich unter die Trauergäste und schien sich des Zorns, den er auslöste, nicht bewusst.

„Der ist nur hier, um mich zu demütigen.“

„Er hat dreißig Jahre mit unserem Vater gearbeitet. Könnte ja sein, dass er unserer Mutter einfach die letzte Ehre erweisen möchte.“

Heinrich schnaubte, die Kinnbacken waren gespannt, zwei Knubbel am Unterkiefer.

Ein kalter Windstoß brauste durch die herbstkahlen Bäume, griff unter die Blätter am Boden und wirbelte sie hoch, sodass es aussah, als spielten sie Fangen. Die dunklen Wolken am Himmel lagen wie ein Amboss über dem Friedhof. Hoffentlich kam kein Platzregen.

Claire.

Florian schloss die Augen, schloss sie ganz fest, bis das von rotem, ungebändigtem Lockenhaar eingerahmte Sommersprossengesicht wieder in den Niederungen seines Bewusstseins verschwand.

Als er sie öffnete, sah er den von Friedhofsangestellten geschobenen Wagen, auf dem ein Sarg aus schwarzem Lack ruhte. Ein silbernes Kreuz zierte den Deckel. Er schluckte und atmete durch. Den Trauerprozess hatte er bereits begonnen, bevor seine Mutter tot war; als klar wurde, dass der Krebs sie besiegen würde und nicht andersherum. Dieses leise Verabschieden auf Raten hatte er durch seinen Vater gelernt. Langes Siechtum vor dem Tod war offenbar das makabre Add-on, das man gratis dazubekam, sobald man in die Familie Degen hineingeboren wurde.

Apropos Familie ...

Er erspähte einen Schopf ausgewaschenen, grünen Haars, der immer wieder zwischen Schultern, Armen und Gesichtern auftauchte wie eine Boje zwischen Wellenkämmen.

Heinrich wandte ebenfalls den Blick. „Jetzt reicht’s mir endgültig. Schieb mich ins Loch und schaufle Erde drüber.“

Jil van Welden, ihre Halbschwester, stand für ihn auf einer Stufe mit Kornblum.

Die Schultern hochgezogen, den Kopf gesenkt, schob sie sich durch die erste Reihe der Trauergäste und kam auf Florian zu. Als sie bei ihm anlangte, blickte sie ihn nur kurz an, das Loch in der Erde länger. „Hi.“

„Hi.“

Heinrich blieb – wie erwartet – eine Begrüßung schuldig.

„Sie hat sich gewünscht, dass ich dabei bin ...“, sagte Jil.

Heinrich schnaubte und drehte den Kopf in die andere Richtung.

Blass sah Jil aus, blass und irgendwie fertig, wie nach einer durchwachten Nacht: müde Augen, rotgeädert. Das natürlich blonde Naturhaar war herausgewachsen, wirkte wie ein verdorrtes Grasbüschel in einer sonst grünen Wiese. Sie wirkte schmäler, als er sie in Erinnerung hatte, vor allem im Gesicht. Nicht geändert hatten sich das Ringpiercing in der Unterlippe sowie der große Tunnel, der ihr rechtes Ohr läppchen so ausgeleiert hatte, als hätte man sie damit tagelang an einen Baum gehängt.

Jil stand da, als wäre sie mental offline gegangen. Im Grunde würde Florian ihr das gerne gleichtun. Der heutige Freitag war sein erster freier Tag seit Monaten. Dass auch er Pausen brauchte, interessierte weder seine Vorgesetzten noch scherte es die Geheimdienste und Hacker dieser Welt, die den deutschen Cyberraum angriffen: Social Engineering für Industriespionage, durch Leaks ausblutende Behörden, ganze Serverzentren und Bankportale, die durch DDos-Attacken brachlagen. Erst vor einer Woche hatte ein verwickelter Siebzehnjähriger das Kölner Stromnetz mithilfe eines Trojaners für zehn Stunden ausgeknipst.

Sein Klarname war Jonas Feldmann; im Netz tummelte er sich als *!ForceField!*. Script-Kiddies nannte man diese Nachwuchs-Nerds, die testen wollten, was ging. Florian hatte ihm nachgespürt wie ein virtueller Hetzhund. Nun hockte der Idiot in Untersuchungshaft. Rotz und Wasser hatte

er während der Vernehmung geheult. Trotzdem war es einer der seltenen Fälle, in denen eine von Abenteuerlust getriebene Einzelperson in Erscheinung trat. Hauptsächlich steckten ausländische Geheimdienste hinter den Attacken. Es war das berüchtigte Katz-und-Maus-Spiel: Der Angreifer attackierte, richtete Schaden an, der Verteidiger stopfte die Sicherheitslücke; der Angreifer suchte eine neue Schwachstelle ...

Zum Kotzen.

Florian erschrak, als eine Musik-Combo mit Congas, Bongos, Rasseln und Percussion-Eiern einen Salsa-Rhythmus anstimmte. Er war so in Gedanken gewesen, dass er weder die Musiker bemerkt hatte, noch, dass der Wagen mit dem Sarg nun direkt am Grab stand. Es handelte sich um die letzte Ehrerbietung des Tanzsportvereins Grünwald, dessen Mäzenin Lydia Degen über Jahrzehnte gewesen war. Da Florian lateinamerikanischer Musik nichts abgewinnen konnte, lief er nicht Gefahr, sich eine Träne verdrücken zu müssen.

Nachdem die letzte Note verklungen war, redete der Pfarrer von Vergänglichkeit, dem Reich Gottes und ewigem Leben. Das Einzige, was Florian dabei spürte, war, dass seine Füße langsam kalt wurden.

Nach dem obligatorischen Vaterunser, während man den Sarg ins Grab sinken ließ, zerplatzten erste Regentropfen auf dem lackierten Holz und rannen an seinen Seiten herab.

Florian spürte einen Druck in Brust und Hals, der erst nachließ, als die Sargträger zurücktraten und der Pfarrer die letzte Ruhestätte mit Weihwasser aus einem Aspergill berieselte. Danach schöpfte er Erde auf eine Handschaufel und schickte sie ebenfalls in die Tiefe.

Florian brachte das Prozedere rasch hinter sich. Ebenso Jil, die dabei schniefte und schluchzte. Zuletzt, begleitet vom Geräusch des elektrischen Motors, steuerte Heinrich den Rollstuhl in Position. Da er nicht mehr genügend Kraft in den Armen besaß, sprang ihm der Pfarrer bei und tätigte den Weihwasser- und Erdreigen an seiner statt. Heinrichs Mimik blieb starr. In seinen Augen erkannte Florian jedoch die Schatten tief versenkten Schmerzes.

„So, reicht“, beschied Heinrich. „Ich bin sowieso bald wieder hier.“

Schotter knirschte unter den Reifen des Rollstuhls, begleitet vom Geräusch des stärker werdenden Regens, der die Umgebung in tristes Grau tauchte. Bei der Aussegnungshalle, einem Backsteingebäude mit Glockentürmchen, fuhr Heinrich unters Vordach und wendete den Rollstuhl. „Wir müssen reden.“

Florian zögerte einen Moment, ehe er zu Heinrich ging und sich Regentropfen von der Jacke wischte.

Schritte. Jil kam zögerlich näher, blieb aber vor dem Vordach im Wolkenbruch stehen. Halb zog sie das Unterlippenpiercing in den Mund, halb knabberte sie daran herum. „Ich ... müsste auch mit euch reden.“

„Später“, sagte Heinrich. „Erst unterhalten sich die Mitglieder der Familie Degen.“

Jil schlurfte davon.

„Muss das sein?“

Heinrichs Arme zuckten krampfhaft. Für ein richtiges Anheben der Schultern reichte es nicht mehr. „Ich kann sie nicht ausstehen.“

„Falsch“, sagte Florian. „Du kannst nicht ausstehen, dass unser Vater unsere Mutter betrogen und ein Kind mit einer anderen Frau gezeugt hat.“

„Themawechsel.“

„Jil kann nichts dafür. Zudem hat sie ihre leibliche Mutter früh verloren. Sie hatte es alles andere als lei...“

„Scheiß ich drauf.“

Florian seufzte und widerstand dem Drang, nach seinem Smartphone zu greifen, um nachzusehen, ob neue Nachrichten von Ron Sautner eingegangen waren, seinem Chef bei der Cyber-Taskforce, kurz CYTAF.

Einst war Claire sein Fixstern gewesen; nun war es sein 24/7-Job beim BND. Egal, ob er flüchtig darüber nachdachte oder die Geschehnisse haarklein sondierte – die Schlussfolgerung blieb dieselbe: Er hatte einen schlechten Tausch gemacht. Seit knapp einem Jahr waren Claire und er getrennt. Den Todesstoß für ihre Fernbeziehung hatte die Erkrankung seiner Mutter gegeben, die ihn dazu veranlasst hatte, von Berlin nach München zurückzukehren.

Zumindest war das die Lüge, die er sich selbst gern auftischte, um sein schlechtes Gewissen reinzuwaschen.

In Wahrheit wäre er auch nach München gegangen, falls seine Mutter quietschfidel gewesen wäre. So eine Offerte wie vor einem Jahr bekam man nur einmal im Leben.

Mit eisernem Willen schob er störende Gedanken sowie aufkeimende Schuldgefühle beiseite und wandte sich Heinrich zu.

Dieser stierte mit leerem Blick vor sich hin. Erst nach ein paar weiteren Sekunden des Schweigens räusperte er sich. „Ich brauche deine Hilfe.“

Florian blinzelte und hatte alle Mühe damit, dass ihm nicht die Kinnlade herunterklappte.

„Warum schaust du mich an wie ein überfahrenes Toastbrot?“

„Weil ... das unerwartet kommt.“

Jemand wie Heinrich benötigte keine Hilfe. Jemand, der *mindestens* so talentiert war wie der Vater. Gut, ein Manko hatte Heinrich: Während bei Volker Degen das Genie den Wahnsinn

beherrscht hatte, beherrschte bei Heinrich Degen der Wahnsinn das Genie. Damals an der Uni war sein Bruder weder an Kornblum noch an einem anderen Würdenträger gescheitert, sondern allein an sich selbst. Über die genauen Umstände hüllte er sich allerdings in Schweigen.

„Mama hat mit mir geredet, kurz bevor sie starb.“

„Mit mir auch“, sagte Florian.

Hilf deinem Bruder.

Natürlich hatte Florian zugestimmt – weil er sicher gewesen war, Heinrich würde *niemals* um irgendetwas bitten.

„Und ... was habt ihr besprochen?“

„Bis zum letzten Atemzug hat sie nicht an sich gedacht, sondern an das große Ganze.“ Seine Stimme nahm einen verächtlichen Beiklang an. „Das Wohl der Menschheit und der Umwelt. Du musst etwas Gutes tun, Heinrich! Nutze dein Talent nicht nur für dich!“ Er seufzte, und der Spott wich aus seiner Stimme. „Sie wollte, dass ich das alte Projekt neu aufrolle.“

„Projekt?“

Bestimmt hatte sie weder Heinrichs Schadsoftware, die er gewinnbringend einsetzte, noch die programmierten Verkaufsbots an der Börse oder all die anderen zwielichtigen Machenschaften im Netz gemeint, denen er sich seit dem Bruch mit der Uni widmete. Nicht aus Hingabe, wie Florian meinte, sondern aus Trotz, Enttäuschung und einer Prise Allmachtsfantasie.

Dann dämmerte es ihm. „Papas Idee von damals? Dieses Simulationsprogramm?“

„Genau das.“

„Ich dachte, es wäre eingestampft worden, weil es unmöglich zu realisieren ist.“

Heinrich lachte wie ein fieser Kobold. In diesem Moment erkannte Florian erstmals, dass der alte Heinrich – der großgewachsene, gutaussehende Mann, dem die Welt zu Füßen lag und der alles mit einem Fingerschnippen erreichen konnte – verschwunden war. An seiner Stelle saß diese verfallende Hülle. Nur das Hochleistungsaggregat in seinem Kopf funktionierte weiterhin, dieser WARP-Antrieb, der ihn befähigte, in gedankliche Universen vorzudringen, die Normalsterblichen verwehrt blieben.

Nachdem Heinrich sich von seinem Anfall skurriler Erheiterung befreit hatte, schüttelte er den Kopf. „Unmöglich – dieses Wort wurde *von* Idioten *für* Idioten erfunden.“

Florian grinste. „Du hast ein Backup davon.“

„Du kennst mich einfach zu gut, Bruderherz.“

Das stimmte nicht. Niemand kannte Heinrich wirklich – vermutlich nicht einmal er selbst.

Florian wandte den Kopf. Auf der anderen Seite des freien Bereichs vor der Aussegnungshalle stand Jil unter einem Baum, der kaum Schutz vor den aus dem Himmel stürzenden Kaskaden bot.

Unter ihre Schirme geduckt, hasteten die ersten Trauergäste zum Parkplatz – schwarze, verwischte Schemen in den vorbeiziehenden Regenfahnen.

„Wir reden später darüber. Jetzt steht die Kremess an.“

„Ich habe null – also wirklich *nullkommanull* – Bock drauf, mit den ganzen Deppen an einem Tisch zu sitzen.“ Heinrich kniff die Augen zusammen. „Vor allem nicht mit *dem* da!“

Kornblum.

Trotz verwaschener Sicht erspähte Heinrich ihn sofort. Seinen selbst erklärten Erzfeind würde er auch in einem vierhundert Meter tiefen Bohrschacht aufspüren. Ohne Vorwarnung rammte er den Steuerhebel nach vorne. Der Servomotor des Rollstuhls heulte auf.

Florian sprang zurück, weil Heinrich ihm andernfalls über die Füße gefahren wäre. Verdammt, wie schnell war dieses Ding? Hatte sein Bruder die Rennversion gekauft?

„Heinrich!“

Sein Bruder hörte ihn nicht – oder wollte ihn nicht hören –, Kornblum jedoch blieb stehen und sah sich verwirrt um. Wie eine Galeere auf Rammkurs schoss Heinrich auf den Professor a.D. zu.

Für sein Alter behände wich dieser im letzten Moment aus, sodass Heinrich haarscharf an ihm vorbeibretterte. Mit einem Wutschrei riss er am Steuerhebel. Ein mechanisch-jaulendes Geräusch erklang, als das linke Rad im Kies stecken blieb und das rechte weiterdrehte. Der plötzliche Ruck schleuderte Heinrich aus dem Stuhl. Gesicht voran stürzte er in den Kies und schrie vor Wut, ein irres Wehklagen.

„Ich kümmere mich um ihn“, sagte Florian. „Verzeihen Sie bitte.“

Kornblum schaute verwirrt, da Heinrich weiterhin unartikulierte Laute in den Boden brüllte. Dann nickte er stumm und verschwand.

Jil wirkte betroffen, obwohl Heinrich niemals ein nettes Wort an sie gerichtet hatte.

„Warte unter dem Vordach auf uns.“

Weiter entfernt zog die restliche Trauergesellschaft vorbei, während Heinrich dalag wie eine achtlos geworfene Kartonage und inzwischen nicht mehr schrie, sondern schluchzte. Kummer machte Florian das Herz schwer. Nicht der Toten wegen; sondern der Lebenden.

Florian parkte den Van in der Garage, schaltete den Motor aus, sank mit der Stirn gegen das Lenkrad und schloss die Augen.

„Alles klar?“, fragte Jil von der Rücksitzreihe aus.

„Die Kremess hat mir den Rest gegeben.“ Nach einem tiefen Gähnen stieg er aus dem Wagen, und zusammen gingen sie den mit Terrakotta-Fliesen ausgelegten Weg entlang. Der Bewegungsmelder ließ die neben dem Weg eingelassenen LEDs aufleuchten. Ihr Schein brach sich auf den feuchten Fliesen und fischte Nebelgespinste aus der nächtlichen Dunkelheit, die über den von Herbstlaub bedeckten Rasen krochen. Dahinter erhob sich als dunkler Schemen das Wohnhaus, bespannt mit Holzgittern, an denen Efeu rankte. Jils Schritte wurden zögerlicher.

„Warst lange nicht mehr hier.“

Sie nickte unmerklich. Vor gut einem Jahr hatte er Jil das letzte Mal gesehen, in Berlin, ein oder zwei Monate vor der Leukämie-Diagnose seiner Mutter. Jil hatte sich gemeldet und um ein Treffen gebeten. Im Endeffekt ging es um ihre notorische Geldknappheit. Er gab ihr dreitausend Euro, wenngleich er wusste, dass seine Mutter Jil vierteljährlich Geld zukommen ließ – ungeachtet der Tatsache, dass sie das Resultat der Affäre ihres Ehemannes war. Davor hatte sie Jil sogar bei sich aufgenommen, hier, im Familiendomizil der Degens – kurz nachdem vor siebzehn Jahren sowohl Jils leibliche Mutter als auch Volker Degen kurz nacheinander gestorben waren.

Zu jenem Zeitpunkt war Jil zehn Jahre alt gewesen, Florian einundzwanzig und Heinrich siebenundzwanzig. Nach ihrem achtzehnten Geburtstag verließ Jil München, woraufhin sich der Kontakt – wenn man ihn so nennen wollte – auf Lydia Degens Geldzahlungen reduzierte. Damit war jetzt Schluss, denn Lydia Degens Konto war durch ihren Tod eingefroren. Dass Heinrich zustimmen würde, die monetären Zuwendungen an Jil fortzuführen, stand zu bezweifeln – gelinde gesagt: Eher stürzte die Sonne aus dem Himmel.

„Komm. Sonst holen wir uns eine Erkältung.“

Den Blick auf ihre Stiefelspitzen gerichtet, räusperte sich Jil. „Ich muss mit dir reden.“

„Können wir gerne machen. Aber nicht hier draußen.“

Wie ein Hund, den man gescholten hatte, trottete sie hinter ihm her. Anders als sein Bruder hatte Florian nichts gegen Jil. Trotzdem fragte er sich, was sie die letzten Jahre getrieben hatte – und fürchtete, die Antwort könnte ihm missfallen. Die dreitausend Euro hatte er längst abgeschrieben, was ihn allerdings nicht kümmerte: Durch seinen Job kam er kaum dazu, Geld auszugeben. Davon abgesehen wäre er bald Millionär. Dieses Anwesen im Nobelparadies Grünwald konnte man in Gold aufwiegen. Obendrauf käme die nicht zu vernachlässigende Geldsumme auf dem Konto seiner Mutter. Zwar musste er alles mit Heinrich teilen, aber dessen Anteil würde in naher Zukunft ebenfalls auf ihn übergehen – plus Heinrichs Vermögen. Dieses stufte Florian als nicht minder beträchtlich ein. Glücklicherweise stimmte ihm das nicht, denn bald wäre er – mit Ausnahme von Jil – der letzte Überlebende seiner Familie. Eine eigene hatte er nie gegründet.

Claire ...

Er unterdrückte ein Seufzen und legte die Handfläche auf das Scanfeld neben der Eingangstür. Ein grüner Kreis leuchtete auf, dann entriegelten die Doppelflügel mit einem Schnappen und schwingen lautlos nach innen. Während die Deckenbeleuchtung in feiner Graduierung hochfuhr, war Florian wieder einmal überrascht, dass sich ihm keine Garderobe aus schwerer Eiche darbot. Stattdessen blickte er auf einen hellen, modernen Vorraum, der in den Wohnbereich mündete. Er streifte seine Schuhe ab, hängte seine Jacke an einen freien Haken und bog nach links in die Küche, verfolgt von zaghaftem Fußgetapse.

„Wahnsinn“, raunte Jil, als hätte sie eine Schatzkammer betreten.

„Ja, es hat sich einiges verändert.“ Florian öffnete den Kühlschrank und nahm ein Bier heraus. „Auch eins?“

Sie zögerte kurz. Dann nickte sie.

Mit einem Taschenmesser entfernte er die Kronkorken und setzte sich an den Küchentisch. Jil nahm ebenfalls Platz.

„Prost.“ Er hielt ihr die Bierflasche hin. Sanft stieß sie ihre dagegen und nahm einen tiefen Zug, ehe sie ausatmete und die Flasche vorsichtig absetzte.

Sie schwieg, also ergriff Florian das Wort: „Der Umbau war das Erste, was Heinrich in Angriff nahm, nachdem er hier wieder eingezogen war.“

„Und wieso?“

„Er hat die Einrichtung zeitlebens gehasst: die alten Bauernmöbel, die dicken Teppiche, die Geweihe an den Wänden, die Bierseidel auf den Schränken.“

„Und was hat unsere Mut... eure Mutter dazu gesagt?“

„Sie war froh, dass Heinrich es durchzog. Sie selbst hätte sich nie von dem Kram getrennt.“

„Er war immer ein ... krasser Typ.“

Florian sah ihr an, dass sie lieber ‚dominantes Arschloch‘ gesagt hätte.

Gerade als er Jil auf den Zahn fühlen wollte, was sie die letzten Jahre getrieben habe, hörte er Schritte von der breiten Treppe, die in den ersten Stock führte.

Es war Andra, die Pflegerin aus Rumänien, die sich sonst nur am Wochenende um Heinrich kümmerte. Sie hatte sich kurzfristig bereiterklärt, Heinrich zu helfen, nachdem Florian seinem Bruder nach dem Vorfall mit Kornblum die Kremess erspart und ihn nach Hause gefahren hatte. Unter der Woche wurde er von verschiedenen Pflegekräften betreut, genau wie bis vor Kurzem Lydia Degen. Hinter der Wohnzimmercouch nahe dem Wintergarten befand sich noch ihr modernes Krankenbett, dessen Standort ihr sowohl einen Blick in den Garten als auch zum Fernseher ermöglicht hatte.

„Das Einschlafen hat lang gedauert“, sagte Andra mit deutlichem Akzent. „Heinrich war sehr ...“ Sie verstummte und suchte offenbar nach dem richtigen Wort. „Zerwühlt.“

„Danke für deine Hilfe.“ Florian lächelte, wenngleich er sich schämte, Andra vergessen zu haben. Er zückte seinen Geldbeutel, stand auf und bot ihr einen Hundert-Euro-Schein dar.

„Das ist zu viel.“

Ohne sie ausreden zu lassen, drückte er ihr den Schein in die Hand. „Alles gut. Wir sehen uns morgen, ja?“

Sie nickte. „Ich wohne ab jetzt übrigens im Bungalow. Das haben Heinrich mir vorhin gesagt.“

Aus dem Augenwinkel bemerkte Florian, wie Jils Gesicht sich verdüsterte. Hatte sie gehofft, dort für ein paar Tage unterzukommen? Einst eher verfallenes Gartenhaus als Wohnstatt, sah der Bungalow nach seiner eigenen Renovierung inzwischen genauso schmuck aus wie das Wohngebäude.

„Das freut mich, Andra. Bis morgen.“

„Ja, bis morgen.“ Sie zögerte. „Ziehst du jetzt auch wieder hier ein?“

„Ich ... ich weiß noch nicht. Könnte sein.“ Einerseits fand er seine Wohnung in Pullach, also in der Nähe seiner Arbeit, äußerst praktisch. Andererseits musste er sich um Jil kümmern, da Heinrich dies weder konnte noch wollte. Vor allem musste er dafür sorgen, dass die beiden sich so wenig wie möglich begegneten. Hoffentlich blieb Jil nicht zu lang ...

„Ich würden mich jedenfalls darüber freuen“, sagte Andra. „Schönen Abend noch.“ Nachdem sich die Flügeltüren hinter ihr geschlossen hatten, kehrte Florian zu Jil zurück und bemerkte ihre leere Flasche. „Noch eines?“

„Bitte.“

Er holte ein weiteres Bier, öffnete es, reichte es ihr und setzte sich. Erneut stießen sie an und tranken, ehe er fragte: „Also, worum geht’s?“ Im Grunde hatte er keine Lust auf ein Gespräch, sondern auf sein Bett. Aber da sie schon mal hier saßen ...

Jil nahm einen ordentlichen Zug, starrte einen Moment auf den Schriftzug der Bierflasche. Dann schob sie diese zur Seite und verschränkte die Finger ineinander. Ihre Nägel sahen ungepflegt aus, waren sehr kurz geschnitten, aber nicht gefeilt. Im Licht der Deckenstrahler wirkte ihr Gesicht noch blasser als auf dem Friedhof, wächsern. Dafür leuchteten ihre Pickel wie rote Farbtropfen. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr. War sie krank? Dem Tode geweiht? Zog man die Anamnese der übrigen Familienmitglieder als Grundlage heran, würde ihn das keineswegs wundern.

„Mir wächst gerade alles über den Kopf ...“

Er nippte an der Bierflasche und schaute sie mit hochgezogenen Brauen an.

„Kann ich ein paar Tage hierbleiben?“

Langsam setzte er das Bier ab und atmete aus. Das würde Heinrich bestimmt in höchste Verärgerung versetzen. „Was ist mit Hamburg?“

„Leipzig. Bin umgezogen.“

„Was hast du da gemacht?“

Sie rollte die Finger der rechten Hand zu einer schlaffen Faust zusammen. „Mal dies, mal das.“

Florian massierte seine Schläfen. „Darunter kann ich mir viel vorstellen.“

„Na ja, habe halt gejobbt, um mich über Wasser zu halten: Tankstelle, Reinigungskraft, Kiosk-Aushilfe, so’n Zeug.“ Erneut trank sie. „Leider gab’s Stress in der WG. Wir sind rausgeflogen.“

Hilf deinem Bruder.

Aber das war nicht alles gewesen, worum Lydia Degen ihn gebeten hatte.

Und deiner Schwester ebenso. Lass sie nicht fallen.

„Halbschwester“, hatte er sie korrigiert, ganz so, wie Heinrich es immer tat.

Nein. Schwester. Sie ist Teil unserer Familie. Da passt man aufeinander auf.

Unfassbar, dass diejenige, die unter Jils Existenz am meisten hätte leiden sollen, ihr mit mehr Wohlwollen begegnet war als alle anderen zusammen. Lydia Degen war der moralische Kitt gewesen, der das Familiengefüge zusammenhielt. Hoffentlich stürzte jetzt nicht alles vollständig ein – so wenig, wie übrig war.

Halb ehrlich, halb erzwungen lächelte er Jil an. „Ein paar Tage kannst du bleiben. Ich werde es Heinrich so schonend wie möglich beibringen.“

Sie schaute Florian an wie ein Schaf den Wolf, der auf den Kehlenbiss verzichtet hatte. „Danke.“

„Schon gut.“

„Ähm, gibt’s hier vielleicht einen Computer oder ein Tablet, das ich benutzen kann?“

Er schnaubte belustigt. „Ist das eine ernst gemeinte Frage?“

Ein Hauch schamvoller Röte kletterte ihren blassen Hals hinauf. „Ich müsste halt ... also ...“

„Es gibt wahrscheinlich mehr Prozessoren in diesem Haus als Lampen. Klar kannst du ein Tablet haben.“

„Danke.“ Sie kratzte sich am Hals, als hätte ihr jemand Juckpulver auf die Haut gestreut. „Ich muss da ein paar Sachen regeln, Krimskrams wegen der WG und so.“

Bei der Vernehmung vor einer Woche hatte Script-Kiddie Jonas Feldmann genauso herumgedrückt wie Jil – zumindest am Anfang. Schließlich hatte Florian ihm eine simple Gleichung präsentiert: Viel Bullshit gleich hohes Strafmaß. Das hatte gewirkt. Ein ähnliches Druckmittel hatte er bei Jil nicht, doch konnte er sie entweder hochkant hinauswerfen oder nach den dreitausend Euro fragen.

„Wo sind eigentlich deine Sachen?“, fragte er, da Jil weder einen Koffer noch einen Rucksack mit sich führte.

„In einer Jugendherberge.“

„Du bekommst was von mir. Dein Zeug holen wir morgen.“ Er stand auf und trank den letzten Schluck Bier aus. „Mir nach.“

Er ging zur breiten Treppe mit dem Schwebelift für Heinrichs Rollstuhl und erklomm die Stufen. Geradeaus lag Heinrichs Zimmer, rechts Florians altes Kinderzimmer und dahinter Jils. In seinem kramte er ein T-Shirt, eine Jogginghose, Socken sowie einen ausgewaschenen Hoodie aus dem Schrank und gab Jil den Kleiderstapel.

„Danke.“

„Dein Zimmer wurde nicht verändert. Bettwäsche und so weiter sollte da sein. Gute Nacht.“

„Äh, das Tablet?“

„Ach so.“ Er ging zu seinem alten Schreibtisch und legte ein Tablet zusammen mit einem Ladekabel auf den ausgewaschenen Hoodie. „Passwort gibt es nicht.“

Sie lachte unterdrückt. „Voll der IT-Guru und kein Passwort?“

Er grinste. „Da ist nichts drauf, wofür man ein Passwort bräuchte.“

„Merci.“

„Schlaf gut.“

Er schloss die Tür, schlappte zum Bett und setzte sich mit einem Stöhnen auf die Matratze. Zehn Mal atmete er tief ein und wieder aus. Half tatsächlich. Anschließend tauschte er seine Trauerkleidung gegen eine Boxershort und ein T-Shirt. Nachdem er die Atemübung wiederholt hatte, bückte er sich, holte sein Handy aus der Innentasche des Sakkos und hielt es sich vors Gesicht. Ein grüner Scanstrahl tastete die Augen ab, und es entsperrte.

Weil der Scanner nicht nur die Iris abtastete, sondern auch die Blutzirkulation im Augapfel prüfte, brächte es keinem Verbrecher etwas ein, Florian zu töten.

Vierundzwanzig Nachrichten, zwanzig davon mit einem roten Ausrufezeichen.

„Leckt mich doch alle am Arsch.“ Er streckte sich auf dem Bett aus und gähnte so heftig, dass der Unterkiefer knackte. Danach versuchte er zu verstehen, was heute geschehen war.

Seine Mutter war tot und begraben – Asche zu Asche, Staub zu Staub. Er wartete auf irgendetwas: Trauer, Entsetzen, Fassungslosigkeit. Jedoch, da kam nichts.

Nach einer Weile drehte er den Kopf in Richtung Schreibtisch, unter dem sein alter Rechner stand – nach heutigen Maßstäben ein Methusalem. Weitere zehn Jahre, und Florian könnte ihn ins Museum bringen. Ein Steinbruch aus Daten und Programmen und Prototypen ...

Ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht, da er an die Anfänge zurückdachte, an die vom Gefühl diffuser Leichtigkeit umhüllten Tage: Der Vater, der ihm einen Computer hinstellte, kaum dass er lesen oder rechnen konnte. Der ihm mit Videospielen, Musik und anderen Lockungen der digitalen Welt das Programmieren schmackhaft machen wollte.

Vieler Köder bedurfte es nicht, denn wie beim Vater und älteren Bruder entbrannte in ihm das Feuer der Begeisterung stichflammenartig. Als Elfjähriger programmierte er seine erste App, mit der man Bilder oder Figuren von Comic-Helden scannen konnte, woraufhin eine Fülle an Informationen ausgespuckt wurde: Name, Lebenslauf, Fähigkeiten, alles eben, was man über sein Idol wissen musste. Sein Vater optimierte die App und verkaufte sie, was Florian ein erstes Einkommen bescherte.

Einige seiner schönsten IT-Nerd-Momente verband er mit einem Cheat-Programm, das er im Online-Strategiespiel *Lands of Oblivion* implementiert hatte. Neuland hatte er damit nicht betreten, doch hatte es ihm schlicht und ergreifend Spaß gemacht, Chips essend vor dem Monitor zu hocken und dabei zuzusehen, wie seine KI die besten Spieler der Welt abzog. Einmal hatte er sich über den Wutausbruch eines Gegners dermaßen amüsiert, dass er sich an einem Eisbonbon verschluckt hatte und beinahe erstickt wäre. Nach einer Woche wurde sein Account gesperrt. Gelohnt hatte es sich trotzdem. Unbeschwerte Erinnerungen aus unbeschwerten Tagen ...

„Licht aus“, sagte er. Der Deckenstrahler erlosch.

„Jalousien schließen.“

Surrend fuhren die Rollos herunter.

Er seufzte. Heute haftete dem Programmieren nicht mehr diese stille Freude an. Nein, es glich einem verschlammten Schlachtfeld, durch das man sich Meter um Meter schleppte, nur um urplötzlich zurückgeschleudert zu werden. Als Dreingabe folgte stets ein saftiger Anschiss von Sautner.

Statt weiter darüber nachzudenken, was dazu führen würde, dass er sich aufregte und trotz aller Erschöpfung ewig nicht einschlief, atmete er gleichmäßig und schloss die Augen. Der Schlaf rauschte heran, schnell und geschickt wie einer seiner Comic-Helden aus Kindertagen.

Ende der Lesprobe